

# Der Kairos der „Stunde Null“

Fritz Csoklich zum 80. Geburtstag

■ MATTHIAS OPIS

■ „Der Glaube an die Zukunft war ungeboren.“

Fritz Csoklich ist 1929 geboren, das ist ein besonderer Jahrgang. Der Publizist Florian Illies hat unlängst in der „Zeit“ die These formuliert, dass es in auffälliger Weise Angehörige dieses Jahrgangs gewesen seien, die die kulturelle Erneuerung und moralische Identität Nachkriegsdeutschlands prägten. Illies nannte u.a. die Namen von Hans Magnus Enzensberger, Jürgen Habermas, Ralf Dahrendorf, Heiner Müller, Christa Wolf, Günter Kunert. Sie alle, aber auch viele andere, weniger prominente Gleichaltrige erlebten das Kriegsende 1945 als Zäsur und – wie es Heiner Müller retrospektiv formulierte – als „absoluten Freiraum“.

Gäbe es eine derartige Liste mit Österreicherinnen und Österreichern des Jahrganges 1929, Fritz Csoklich stünde mit Sicherheit darauf. Er gehört zu jenen, die aus eigener Erfahrung stets die Bedeutung der „Stunde Null“ betont haben – auch als man damit begann, ihr den Mantel eines Mythos umzuhängen und, noch schlimmer, sie als Versuch der Weißwäscherei zu verunglimpfen. Die Spannung, die dieser Situation Schwung verlieh, bestand darin, dass man noch einmal davongekommen und zugleich jung genug war, um die geschenkte Freiheit beim Schopf zu packen und ganz neu zu beginnen.

Für Fritz Csoklich, der am 5. Mai 1929 in Wien als Kind einer Beamtenfamilie geboren wurde, galt das jedenfalls. Für ihn blieb das Jahr 1945 zeitlebens ein Motivationszentrum für sein Denken und Tun. In einem persönlichen Rückblick auf diese

Zeit schrieb er einmal den auch im Ton so typischen Csoklich-Satz: „Die Wohnung meiner Eltern war durch Bomben zerstört, aber der Glaube an die Zukunft ungeboren.“ Csoklich maturierte 1947 und studierte anschließend an der Universität Wien Germanistik und Geschichte, gemeinsam mit seiner späteren Frau Gertrude, die ihm, wie er einmal erwähnte, auf großzügige Weise ihre Skripten zur Verfügung stellte; die beiden heirateten 1955 und haben drei



Kinder. Neben dem Studium arbeitete Fritz Csoklich zunächst als leitender Funktionär der Katholischen Jungschar. Das war der Beginn seines kirchlichen Engagements, das er später in unzähligen Ehrenämtern bis weit ins Pensionsalter fortsetzte.

Dass er Journalist werden wollte, wusste er schon als Jugendlicher. Nachdem er 1953 bei Hugo Hantsch promoviert hatte, klopfte Csoklich zunächst bei Ernst Molden an, dem damaligen Herausgeber und Chefredakteur der „Presse“. Molden schickte ihn fort mit dem Hinweis, er solle nach Deutschland gehen, dort das journalistische Handwerk lernen und dann wiederkommen.

Tatsächlich beherzigte Csoklich wenig später diesen Rat, als er für einige Monate bei der „Rheinischen Post“ in Düsseldorf, bei den „Westfälischen Nachrichten“ in Münster und bei der „Kölnischen Rundschau“ hospitierte. Nur hatte ihn inzwischen ein anderer unter seine Fittiche genommen und ihm eine Stelle gegeben: Karl Maria Stepan, der Generaldirektor der „Styria“ in Graz. Er hatte Csoklichs

Potenzial erkannt und ihn für die „Kleine Zeitung“ gewonnen.

Diese Zeitung, deren Redaktion Csoklich von 1960 bis 1994 als Chefredakteur leitete (die längste Zeit mit seinem kongenialen Stellvertreter Kurt Wimmer an der Seite), sollte nach den Vorstellungen Stepan etwas völlig neues versuchen, was Csoklich selbst einmal mit folgenden Worten beschrieb: „Eine Mischung von christlicher Intellektualität und einer im katholischen Pressewesen noch nie erreichten Massenverbreitung, eine Mixtur von ‚Rheinischem Merkur‘ und ‚Bildzeitung‘, wie wir respektlosen Jungen ätzen. Die ‚neue‘ Kleine Zeitung sollte [...] aufs offene Meer des großen Zeitgesprächs hinaussegeln, alle möglichen Lesergruppen ansprechen, relevante Themen aufgreifen, durch keine Tabus eingeengt sein, dabei aber stets in Freiheit und Eigenverantwortung christlichen Sinn erkennen lassen – intelligent, aber volksnah.“

In Csoklich hatte Stepan endlich jenen Mann gefunden, der aufgrund seiner christlichen Prägung, seiner Führungs- und Kommunikationsstärke, seiner Dialogbereitschaft mit allen politischen Lagern geeignet war, dieses Konzept auch umzusetzen. Die Anfänge der erst 1948 wieder begründeten „Kleinen Zeitung“ waren bescheiden. Als Csoklich als Aspirant in die Redaktion eintrat, war Hans Dichand noch Chefredakteur. Dessen Gespür, wie man eine Zeitung massentauglich macht, hatte dazu beigetragen, die „Kleine Zeitung“ gegen den erbitterten Widerstand der damals vorherrschenden Parteipresse in den Markt zu setzen und dort zu etablieren. Das war nicht wenig, aber inhaltlich doch meilenweit entfernt von der oben skizzierten Vision Stepan.

Mit wie viel Einsatz Stepan und Csoklich in den dynamischen 1960er-Jahren daran arbeiteten, diesem Ziel näher zu kommen, geht aus den Briefen und Betriebsmitteilungen hervor, die sich der strenge, hochgebildete „Styria“-Generaldirektor und der junge Chefredakteur der „Kleinen Zeitung“ gegenseitig schrieben. Hier wurde um etwas gerungen, was man im Jargon „Blattlinie“ nennt: das reichte

vom Zupfen der Stilblüten über Klagen, was die Ausstattung der Redaktion betraf, bis hin zur lange schwebenden Frage, ob das Kleinformat für das sich verändernde Profil der Zeitung noch angemessen sei.

Diese Dokumente sind intelligente, nachdenkliche Streitschriften, Etüden der Psychologie. Und sie sind Belege gegenseitiger Wertschätzung, die auch im Konfliktfall nicht verloren ging. Bereitwillig, dabei aber immer argumentierend stellte sich Csoklich als „Blitzableiter“ vor „seine Redaktion“, in der neben dem bereits erwähnten Kurt Wimmer u.a. auch Journalistenlegenden wie Kurt Vorhofer und Karl Hans Haysen sowie die damals Jungen Gerfried Sperl und Erwin Zankel schrieben. Es soll hier nicht verschwiegen werden, dass am Erfolg der „Kleinen Zeitung“ und an der Art und Weise, wie sie sich später im „Zeitungskrieg“ mit Dichands „Steirerkrone“ zu behaupten vermochte, auch Verlagsmanager wie Hanns Sassmann, der 1968 Stepan als Generaldirektor nachfolgte, und Julius Kainz wesentlichen Anteil hatten. Es gibt viel Berufenerer, um die Leistung Fritz Csoklichs als Chefredakteur der „Kleinen Zeitung“ zu würdigen. Thomas Götz etwa, der aktuelle Chefredakteur-Stellvertreter des Blattes, der unter dem Titel „Der weiße Elefant und das Lachen der Freiheit“ zum Geburtstag Csoklichs einen wunderbaren Artikel veröffentlicht hat, in dem über den „immerwährenden Chefredakteur“ alles gesagt ist.

Der Mensch Fritz Csoklich ist im besten Sinne des Wortes ein „Überzeugungstäter“, in Wort und Schrift, aber immer auch, auf unnachahmlich ansteckende Weise, mit Humor und Herz. Wenn er etwas zu seiner Sache gemacht hat, dann teilt er das anderen mit. Dabei hat sich sein kritischer Geist – sei es in kirchlichen, sei es in politischen, sei es in gesellschaftlichen Fragen – immer konstruktiv geäußert. Wenn es schwierig oder gar brenzlich wurde, hat er sich nicht abgewendet, sondern auseinandergesetzt. Als Christ wusste er dabei stets auch um die Gnade der Versöhnung, die den Weg frei macht für einen Neuanfang. Für den Kairos der „Stunde Null“ ist Dankbarkeit eine wichtige Kategorie. Besonders, wenn man dabei an Fritz Csoklich denkt.

■ Wenn er etwas zu seiner Sache gemacht hat, dann teilt er das anderen mit.